

Mythos Milena

«Sie ist ein lebendiges Feuer, wie ich es noch nie gesehen habe... Dabei äusserst zart, mutig, klug...», schrieb Franz Kafka im Mai 1920 an Max Brod über seine erste tschechische Übersetzerin. Kafkas Briefe gingen als «geschriebene Küsse» täglich nach Wien, wo die angehende Journalistin Milena Jesenská damals lebte. Ihre Spontanität und Vitalität faszinierten den dreizehn Jahre älteren, akkuraten Kafka, der aber auch den Witz und die Originalität ihrer Werke schätzte. Obwohl Milena Jesenská für Kafka eine ebenbürtige intellektuelle Partnerin war, ging sie, reduziert auf ihren Vornamen, als blosse Adressatin der «Briefe an Milena» in die Kafka-Mythologie ein.

Die in Deutschland lebende tschechische Emigrantin Alena Wagnerová versucht in ihrer Biographie «Milena Jesenská», die Persönlichkeit der emanzipierten, politisch engagierten Journalistin von Legenden und gutgemeinten Halbwahrheiten zu befreien. Sie wertet Zeugnisaussagen, unveröffentlichte Korrespondenz sowie Sekundärliteratur über Jesenská aus. Kritisch setzt sie sich mit den Biographien von Margarete Buber-Neumann, Milena Jesenská Freundin aus dem Konzentrationslager Ravensbrück, und auch mit den Erinnerungen von Jesenská Tochter, Jana Černá, auseinander. Zahlreiche Zitate aus ihren Feuilletons und Reportagen belegen Jesenská Auffassungen über alltägliche Dinge oder bringen ihre kämpferische Natur und ihre politischen Auffassungen zum Ausdruck.

Geboren vor der Jahrhundertwende, wuchs Milena Jesenská während der letzten k.u.k. Jahrzehnte auf. Ihre Eskapaden, ihr Aufbegehren gegen Konventionen bedeuteten eine Rebellion gegen ihren Vater, einen streitsüchtigen Prager Nationalisten und renommierten Arzt. Zwischen alle nationalen Fronten geriet die «Skandalistin» Milena mit ihren Freundschaften zu deutsch-jüdischen Intellektuellen. Als sie sich

in den «Literaten ohne Werk», Ernst Polak, vergeküsst, musste sie mit ihm Prag verlassen. Die Biographin Wagnerová vermittelt nicht nur das historische Prager Kolorit und die geistige Atmosphäre dieser Zeit, sie korrigiert auch das schematisch negative Bild von Milenas erstem Ehemann, Ernst Polak, der in den früheren Jesenská-Biographien so schlecht abschnitt.

In Wien, wohin er mit Milena im März 1918 übersiedelte, etablierte sich Polak im Café Central, später im Herrenhof, wo die Kultur-Bohème residierte. Beeinflusst von «gescheiterten und gescheiterten» Intellektuellen, begann Milena Jesenská für tschechische Zeitungen zu berichten. Als sie 1925 nach Prag zurückkehrte, zählte sie bereits zu den arrivierten Journalisten. Ihre Karriere bekam einen Knick, als sie nach einer Gelenkentzündung zu hinken begann und morphiumstüchtig wurde. Durch ihren zweiten Ehemann, den funktionalistischen Architekten Ja-

romír Krejcar, stiess Milena zur Kommunistischen Partei, mit der sie allerdings während der stalinistischen Prozesse brach. Mitte der dreissiger Jahre engagierte sie sich für Emigranten aus Nazi-Deutschland und verfasste brisante Reportagen über die Sudetenpolitik. Nach dem Münchner Abkommen im Herbst 1938 gehörte Jesenská zu den vehementen Demokratieverteidigern, half bedrohten politischen und jüdischen Flüchtlingen. Nach der Okkupation der Rest-Tschechoslowakei 1939 wurde sie verhaftet und 1940 ins Konzentrationslager Ravensbrück deportiert, wo sie im Mai 1944 starb. Obwohl Milena Jesenská als Symbolfigur des tschechischen Widerstands gilt, war sie keine Heilige, sondern eine leidenschaftliche, lebenslustige Frau. Ihr turbulentes Leben wird von Alena Wagnerová entmythologisiert.

Helena Kanyar

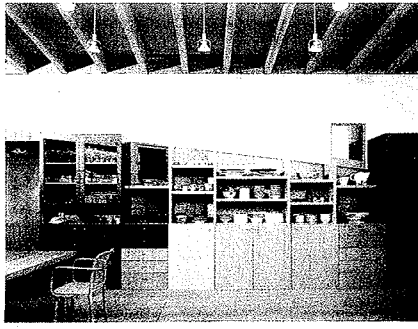
Alena Wagnerová, Milena Jesenská, «Alle meine Artikel sind Liebesbriefe», Bollmann Verlag, Mannheim 1994, 210 S., Fr. 38.50.

ARCHITEKTUR

Ein Kalifornier in Maisprach

Zwei gelbe und zwei graue Neubauten oben bei der Dorfeinfahrt nach Maisprach. Maria-Theresien- oder Kanariengelb? Vielleicht beides. Mark Mack, der Architekt der vier Miet-Einfamilienhäuser, ist gebürtiger Österreicher und Wahlkalifornier. Robert E. Suter, amerikanisch-schweizerischer Geschäftsmann, gab ihm den Auftrag. Dank Fax zwischen Kalifornien und der lokalen Bauleitung war das Bauen auf solche Distanz möglich. Ausserdem führten eine Mack-Ausstellung in Wien und das Buch «Mark Mack. A California Architect» im Verlag Wasmuth Mark Mack immer wieder nach Europa und eben auch zur Baustelle nach Maisprach. Dort leuchtet das Gelb zwar exotisch, doch gleichzeitig sind die vier neuen Häuser dem tračionellen lokalen Haustyp näher als alle anderen Einfamilienhäuser auf diesem ansonsten beliebig bebauten Hang.

Zweimal zwei leicht ineinandergeschobene Kuben mit Satteldach blicken mit ihren Giebelfassaden ins Tal. Die zweimal zwei eng benachbarten Dächer sind durch ein kurzes quergestelltes Satteldach verbunden. Darunter liegen, von oben beleuchtet, die zu den drei Wohngechlossen offenen Treppenhäuser. Die klare Platzierung der Baukörper in der Topographie, Funktionalität und Wohnlichkeit sowie lebhaft



Mark Mack entwirft für seine Häuser auch Schrankwände. Meist sind sie mit leuchtenden Farben gebeizt. Hier das Esszimmer der Familie Baum in Berkeley, CA, 1987/88. Auch die Häuser in Maisprach haben in Küche, Schlafzimmer und Gang ähnlich reizvolle Schrankkompositionen.

Diese Woche

Afrikanischer Traum vom Glück

«Vous comparez?» Was wollen Sie kaufen? heisst das neue Buch von Elisabeth Hörl im Rotpunktverlag, Zürich, über die ca. 20 000 afrikanischen Strassenhändler in Italien. Einfühlsam schildert die Autorin die Träume und die harten Realitäten dieser Emigranten. Hörl hat einige von ihnen auch in ihrer afrikanischen Heimat besucht, so Moudou Gueye aus dem 120-Seelen-Dorf Kaye Tacko im Senegal, dessen Familie nichts von seinem elenden Händlerleben in Mailand weiss. Ein Textauszug:

Ich erinnere mich, was mir Modou im Dorf gesagt hatte über seine Motivation, seine Träume fürs Auswandern. Natürlich hatte auch ihn die blanke Not aus dem Heimatdorf getrieben, hin nach Norden. Aber als Modou, als 15jähriger Junge, seinen Marabout besucht hatte, hatte der ihm eine Vision, eine Legende erzählt.

Das Märchen vom Vogel Modou-Modou und der Hyäne: Ein grosser Vogel mit einer Flügelspannweite wie eine Manneslänge stand auf einem Felsen und putzte seine Federn. Da kam eine Hyäne hinaufgeschlichen und setzte sich neben den Vogel Modou-Modou. Beide schauten vom Felsen herunter und erblickten einen kleinen Affenbrotbaum, einen Baobab. An den untersten Ästen hingen mehrere grosse, ovale Baobabfrüchte. «Ha!» sagte die Hyäne. «Du mit deinen grossen Flügeln schaffst es nie, unter dem Baum durchzufliegen und dir die Früchte zu schnappen! Ich hingegen mache das im Handumdrehen! Du, der du behauptest, König der Lüfte zu sein, machst uns glauben, dass du das einzige Tier bist, das fliegen kann. Ich werde dir beweisen, dass auch ich es kann!» Die Hyäne machte sich daran, sich vom Felsen zu stürzen, um unter den Baum zu fliegen und die Früchte zu greifen.

Der Vogel Modou-Modou betrachtete die Hyäne mit Kopfschütteln. «Tue es nicht», rief der Vogel. «Ich zweifle zwar nicht daran, dass du die Baobabfrüchte greifen kannst. Aber wenn du dich vom Felsen stürzt, wirst du verletzt liegen bleiben!» Die Hyäne lachte hämisch, breitete ihre beiden Vorderbeine aus und sagte: «Was du kannst, kann ich auch!» Sie sprang vom Felsen und landete nahe beim Affenbrotbaum. «Auuuh, uuuh, uuuu-uaaah!», schrie die Hyäne, und ihr Wehklagen erfüllte das ganze Tal. Sie konnte sich nicht mehr vom Fleck bewegen und schrie: «Ich habe meine Vorder- und meine Hinterbeine gebrochen! Ich bin gelähmt!»

Vogel Modou-Modou flog von dannen. Er flog über Täler und Flüsse, er flog übers grosse Meer hinüber zu einem riesigen Land, wo die Bäume während des ganzen Jahres blühen, und kam mit vielen Kalebassen voller Früchte auf seinen Flügeln zurück.

Später, einen Tag, nachdem mir Modou diese Vision seines Marabouts erzählt hatte, würde ich erfahren, dass «Modou-Modou» in Senegal nichts anderes bedeutet als «Emigrant». Modou, die Abkürzung für «Mohammed» – ein sehr weit verbreiteter Name – ist der typische Emigrant. Und «Modou-Modou» steht für die Massen von kleinen Männern, die in die Ferne schweifen, um ihr Glück zu versuchen.

GESCHICHTE

Schweizer in der Waffen-SS

Linus Reichlin – als Prosa-Autor ebenso wie als Journalist bekannt – vermacht uns mit «Kriegsverbrecher Wipf, Eugen» ein gespenstisches Buch. Rund 900 Schweizer traten während des Zweiten Weltkrieges nach klammheimlichem Grenzübertritt der Waffen-SS bei und schrieben den Verlebten in der Heimat danach Briefe. «Mit deutschem Gruss Heil Hitler» und unsäglichen Sprüchen wie «(...) haben Sie noch ein bisschen Geduld, bis wir kommen. Dann geht's dem Gesindel im schönen Schweizerland an den Kragen. Wir, die schwarze Garde, werden dort ganz gewaltig Arbeit haben, um alle die Juden über den Haufen zu knallen.»

Die Schweizer, die sich auf nach Deutschland machten, wurden von der Gestapo zuerst nach Stuttgart in das speziell für sie eingerichtete «Panoramahaus» weitergeleitet, wenigstens was die einfachen Gemüter unter ihnen betraf – und Linus Reichlin zufolge stammten die meisten eher aus benachteiligten Schichten. Die «wesentlichen Vertreter des schweizerischen Nationalsozialismus» (Originalton SS-Hauptamt) hingegen kamen fürs erste nach Berlin ins Hotel «Europäischer Hof». Zu ihnen gehörte der damalige Zürcher Rechtsanwalt Dr. Heinrich Büeler, Leiter der «Nationalen Jugend» und – 1941 – massgebliche Person hinter einer als «Sportschule» getarnten paramilitärischen Organisation der Schweizer Fröntler. Verhaftet, floh er vor dem Prozess heim ins Reich, wurde dort unter dem Schweizer Karriere-Nazi Dr. med. Franz Riedweg im SS-Hauptamt eingestellt und stieg später zum Waffen-SS-Ausbildungsoffizier auf. Seine mit den Kindern in der Schweiz verbliebene antifaschistisch eingestellte Frau liess sich von ihm scheiden...

Auch jene, die in erster Linie der Arbeit und eines gesicherten Verdienstes wegen auf Hitler gesetzt hatten, versammelten sich in Deutschland beim Gesang unter einer Schweizerkreuzfahne mit Hakenkreuzbalken und eingesticktem Sinnspruch «Wir Schweizer werden ewig Deutsche sein». Schweizerdeutsch sprechen war verboten.

Reichlin schildert in seinem auf Archivistiken und Interviews beruhenden Buch etwa ein Dutzend Fälle, davon fünf sehr präzise, und zwar nebeneinander, entlang einer einheitlichen Chronologie. Max Rössli (Pseudonym), ein ärmsten Verhältnissen entstammender Posaunist der Schweizer Armee, ehemaliger Verdingbub, der überall abblitzte und sich einst, für ein Vorstellungsgespräch, das selbstgewaschene, einzige Hemd mit einem über sechs Wachskerzen erhitzten Eisen plättete, kehrte aus Hass gegen die schikanösen Behörden der Schweiz den Rücken. 15 Monate Gefängnis wegen Dienst in fremdem Heer, lautete das Urteil bei seiner Rückkehr. Wegen 14 grausamer Morde, die er als sogenannter Capo im luxemburgischen KZ Hinzert verbübt hatte, wurde Eugen Wipf nach dem Krieg als «Bestie» bekannt. Er war in der Schweiz ein notorischer Säufler und Schuldenmacher gewesen und auch in Deutschland trotz seiner nationalsozialistischen Gesinnung rasch in Verruf gekommen. Als sogenannt Asozialer zu Lagerhaft verurteilt, arbeitete er sich mit Denunziationen zum Tötungswerkzeug der SS-Lagerwache hoch und wurde kurz vor Kriegsende auch noch in die Waffen-SS aufgenommen. 1948 wurde er in der Schweiz zu 20 Jahren Zuchthaus verurteilt, starb aber wegen einer Blutkrankheit kurz nach Haftantritt. Der literarische Erzählstil von Linus Reichlin macht, dass das beunruhigende Buch so spannend zu lesen ist wie ein Roman.

Peter Kamber

Linus Reichlin: Kriegsverbrecher Wipf, Eugen, Schweizer in der Waffen-SS, in deutschen Fabriken und an den Schreibtischen des Dritten Reichs. Weltwoche-ABC-Verlag, Zürich 1994, Fr. 38.50.

LEBENSERINNERUNGEN

Zwei Frauen des 18. Jahrhunderts

Schreibende Frauen waren vor zweihundert Jahren durchaus nichts Aussergewöhnliches. Die zu ihrer Zeit berühmte Schauspielerin Caroline Schulze-Kummerfeld (1745-1815) zeichnete selbstbewusst ihre Lebensgeschichte auf. Sie war überzeugt, dass ihr Buch seine Käufer finden werde. Caroline Schulze schrieb für die Öffentlichkeit. Anders Margarethe Elisabeth Milow (1748-1794). Die Kaufmannstochter und Predigerfrau dachte nicht im Traum daran, ihre Erinnerungen zu publizieren. Ihre Autobiographie schrieb sie allein für die Augen ihrer Familie nieder.

So verschieden wie die Intentionen Carolines und Margarethes war ihr Leben. Caroline Schulze war «ein fahrendes Frauenzimmer». Quer durch Europa reisten damals die Theatertruppen. Caroline kam also weit herum. Selbst in Basel gab sie ein Gastspiel. Margarethe Milow dagegen war eine sesshafte Bürgerfrau. Die meiste Zeit ihres Lebens verbrachte sie im Elternhaus in Hamburg und in Wandsbek, wo ihr Mann Pfarrer war. Klein war ihr Lebensraum und eng. An ein Ausbrechen war nicht zu denken. Caroline Schulze hingegen konnte gehen, wohin sie mochte. Nur einmal verbot sie, ein ähnliches Leben wie Margarethe zu führen, gab das Theaterspielen auf und heiratete den Hamburger Bankangestellten Wilhelm Kummerfeld. Die Ehe blieb nach einer Fehlegrub jedoch kinderlos und Wilhelm starb bald, so dass Caroline zur Bühne zurückkehrte. Solange sie Schauspielerin war, arbeitete Caroline mit Texten teilweise ersten Ranges, was ihre Fähigkeit, sich schriftlich auszudrücken, deutlich prägte. Margarethe Milows Aufzeichnungen dagegen entloren zwar im ersten Teil nicht des literarischen Reizes, ver-

ren jedoch sehr im dritten Teil, dessen Ton den Einfluss ermüdender Erbauungsliteratur nur zu deutlich verrät. Angesichts der Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hatte, ist es aber verständlich, dass sie in der Religion Trost suchte. Den hatte sie bitter nötig, denn erst dreundvierzigjährig erkrankte und starb sie an Brustkrebs. Caroline überlebte sie um zwanzig Jahre. Nachdem sie sich vom Theater zurückgezogen hatte, leitete sie bis zu ihrem Lebensende eine Nähsschule in Weimar. Caroline Schulze sagte von ihrem Buch, es sei nicht Roman, sondern wahre Geschichte: «Alles wahr und aus dem Herzen geschrieben». Ihre Lebenserinnerungen seien ihr Portrait. Dasselbe hätte auch Margarethe über ihre Aufzeichnungen äussern können. Es handelt sich in der Tat bei diesen Autobiographien um erstaunlich aufrichtige Selbstdarstellungen, die einen tiefen Einblick in das Leben zweier Frauen des 18. Jahrhunderts bieten.

Etwas Entsprechendes von Männerhand findet sich etwa in Jung-Stillings Lebensgeschichte oder Karl Philip Moritz' «Anton Reisers». Insbesondere die Erinnerungen Caroline Schulzes brauchen den Vergleich mit diesen bekannteren Werken keineswegs zu scheuen. Es ist das schöne Verdienst der Historikerinnen Rita Bake und Birgit Küppel, die Lebensgeschichte Margarethes aufgrund der Originalhandschrift zum erstenmal herausgegeben zu haben. Der Theaterwissenschaftlerin Inge Buck ist es zu verdanken, dass sie 1988 die Autobiographie Carolines in einer neuen Bearbeitung ediert hat, die nun auch als Taschenbuch greifbar ist. Beide Bücher belegen eindrücklich, dass noch längst nicht alle literarischen Schätze des 18. Jahrhunderts gehoben sind.

Albert M. Debrunner

Ein fahrendes Frauenzimmer. Die Lebenserinnerungen der Komödiantin Caroline Schulze-Kummerfeld, 1745-1815. Herausgegeben von Inge Buck. – München: dtv, 1994, 289 S., Fr. 20.90.

Margarethe E. Milow: Ich will aber nicht murren. Hrsg. Rita Bake und Birgit Küppel. – Berlin: Dölling und Galitz, Verlag, 1994, 478 S., Fr. 48.-.